

STARKE UND EINFÜHLSAME KINDER - DIE BEDEUTUNG VON EMPATHIE ALS SCHUTZFAKTOR

FÜHL MAL, PSYCHOSOZIALER DIENST KARLSRUHE, 14.7.2005
GABRIELE HAUG-SCHNABEL

In der Kindheit wird die Erfahrungsschatzkiste gefüllt. Deren Inhalt hat Konsequenzen, z. B. Einfluss darauf, wie leicht es einem Menschen gelingen wird, sich mal allein, mal in der Gruppe wohl zu fühlen und sein Leben nach eigenen Entwürfen zu gestalten. Das emotionale Band zwischen einem Kind und seinen Eltern ist die erste Beziehung, auf die sich ein Kind einlässt. Diese ersten Beziehungserfahrungen sind prägend, sie sind Dispositionen für spätere Beziehungswahrnehmung und deren Ausformung.

Macht ein Kind die befriedigende Erfahrung, dass seine Signale des Wohlbefindens aber ebenso seine Unbehagensäußerungen wahrgenommen, richtig eingeschätzt, passend gespiegelt und innerhalb kürzester Zeit beantwortet werden, so werden Zuwendung, Hilfe und Rettung vorhersagbar. Dieses Wissen ist ein wesentlicher Schutzfaktor vor übermäßiger Angst und Gefühlen wie Hilflosigkeit und Panik.

Vergleichbar nachhaltig ist aber auch die Erfahrung, sich immer wieder selbst aktiv zu erleben, agierend und reagierend.

Jedes Kind hat von Anfang an individuelle **Erwartungen** an seine Bezugspersonen. Eltern, engagiert und liebevoll zugewandt, sind die absoluten Spezialisten, wenn es darum geht, dass ein Kind seine Umgebung und sich selbst kennen lernt. Die Kompetenzen des Säuglings tragen ihren Teil dazu bei, den Kontakt mit seinen Eltern zu erleichtern. Alles spricht dafür, dass diese Start-Kompetenzen dazu da sind, die Erwachsenen für ihr Kind zu interessieren, sie emotional anzusprechen, sie zu rühren, sich ihrem Kind zuzuwenden und ihm als Entwicklungsimpuls zur Verfügung zu stehen. Mit höchster Aufmerksamkeit verfolgt das Kind den Interaktionsverlauf:

- *Nehmen sie mich wahr?*
- *Achten sie auf meine Signale?*
- *Ist es ihnen wichtig, meine Bedürfnisse zu befriedigen?*

Das Kind sammelt Erlebnisse und wertet sie aus. Es gleicht seine Erwartungen mit dem Erlebten ab.

- *Wie ist es gelaufen?*
- *Komme ich mit meinen Erlebnissen zurecht?*
- *Habe ich es so erwartet oder mit etwas ganz anderem gerechnet?*

Je nach Ergebnis dieses Abgleichs fallen seine Erfahrungen aus.

- *Das war eine gute Erfahrung, darauf kann ich bauen.*
- *Das hat mich neugierig gemacht, da will ich mehr darüber wissen.*
- *Das war eine schlechte Erfahrung, das mache ich nicht mehr, vor derartigen Erlebnissen habe ich Angst, die werde ich meiden.*

Die Erfahrungen haben einen großen Einfluss darauf, wie das Kind sich, seine Aktionen und seine Umwelt erlebt. Sie prägen seine Emotionen.

Am Angebot der Erlebnisse und den dabei gesammelten Erfahrungen haben Eltern und weitere Bezugspersonen bedeutenden Anteil. Über diese möglich gemachten oder zugemuteten Erlebnisse und Erfahrungen gestalten sie die kindliche Lebenswelt und wirken auf alle weiteren Erwartungen des Kindes und auf seine Emotionen ein. Bezugspersonen tragen eine große Verantwortung. Sie geben den Orientierungsrahmen vor und gestehen Handlungsspielräume zu. Es fällt auf, dass der

Orientierungsrahmen schwankend, zwischendurch verunsichernd groß ist und es somit zu wenige eindeutige und vorhersagbare Vorgaben gibt. Demgegenüber ist der Handlungsrahmen oft einengend klein und keineswegs altersgemäß. Dann bietet er zu wenige Möglichkeiten, Erfahrungen zu sammeln und Entdeckungen zu machen.

Doch von der Güte der Erfahrungen hängt es ab, welche Erlebnisse ein Kind auch zukünftig zulassen wird, welche es von sich aus sucht oder bewusst meidet. Erwachsene geben also auch indirekt den Erlebnisrahmen vor, den ein Kind von sich aus bereit ist, in Anspruch zu nehmen. Genau der entscheidet wiederum darüber, ob es zu neuen Erfahrungen kommen kann – zu bestärkenden, vielleicht sogar zu besseren als bisher - oder ob diese Möglichkeit aufgrund eines immer mehr eingeschränkten Handlungsspielraums zunehmend geringer wird.

Neue Erfahrungen bewirken viel. Sind sie überwiegend enttäuschend oder gar schlecht, kommt es zu keinem Aufschwung und womöglich werden Versagens- und Ohnmachtgefühle noch verstärkt. Werden alle gesammelten Erfahrungen als höchstens mittelmäßig eingestuft, gewöhnt das Kind sich daran. Das wird der neue Standard, dem sich auch im Laufe der Zeit seine inneren Erwartungen anpassen. Das Kind rechnet künftig nicht mit mehr oder mit anderem.

Wenn die Erfahrungen aber positiv bestätigend, mitunter überwältigend sind, verlieren Kinder ihre Ängste und werden immer offener für Neues, zuversichtlicher und selbstbewusster in ihrem Auftreten und Handeln. Ihre Erwartungen an sich und an ihre Erlebnisse sind hoch. Sie erleben sich selbstwirksam und stark.

- *Das traue ich mir jetzt zu.*
- *Ich versuche es.*
- *Ich glaube, ich kann es!*

Sie genießen altersgemäße Herausforderungen. Sie profitieren von erweiterten Entscheidungsspielräumen, bei denen bewusst und begleitet alte Anforderungs- und Leistungsgrenzen überschritten und Ängste überwunden werden.

Und schon sucht das Kind nach anderen Erlebnissen und ist bereit, seinen Handlungsspielraum erneut zu vergrößern. Es stellt fest:

- *Ich gestalte meine Umgebung mit.*
- *Ich suche mir Erlebnisse und Interaktionspartner.*
- *Ich nehme Einfluss und bewirke etwas.*

Alle Menschen, mit denen ein Kind lebt, ihnen im Alltag begegnet oder von ihnen etwas lernen soll, sind ein Teil seiner Geschichte, seiner Biographie. Sie nehmen Einfluss auf seinen Entwicklungsverlauf. Unter ihnen wählt das Kind seinerseits diejenigen aus, die es individuell ansprechen, die ihm Entwicklungsanreize bieten. Kinder erleben nicht passiv ihre Erziehung, sie erleben und gestalten ihre Entwicklung aktiv mit.

Ein Kind erwartet von Natur aus Sicherheit, Beziehungsangebot und Entwicklungsanreize.

Im Laufe der Menschheitsgeschichte haben sich die wirklichen Bedürfnisse eines Kindes nicht verändert. Trotz kaum mehr überschaubarer kultureller Veränderungen erscheint das Kind angesichts seiner echten, entwicklungsfördernden Bedürfnisse altmodisch, aus einer anderen Zeit.

Auf die Befriedigung dieser Basisbedürfnisse baut jede weitere Entwicklung auf und erlaubt, dass eine faszinierende Breite kultureller Ziele erreicht werden kann. Feinfühligere Bezugspersonen finden das richtige Maß an Nähe und Freiraum. Ändern sich die kindlichen Bedürfnisse, sind sie in der Lage, auch neue Strategien im Umgang miteinander zu erproben, ohne dass das Kind sein Basisvertrauen verliert. Eine wichtige Erfahrung für das Kind, denn es stellt fest, es stehen jeweils unterschiedliche Möglichkeiten zur Verfügung oder es gibt verschiedene Wege zu einem Ziel. Die

Nähe zur Bezugsperson lässt das Kind ein Gefühl von Sicherheit erleben und steigert seine Bereitschaft, andere Menschen, die Umwelt und seine Handlungsmöglichkeiten darin zu erkunden. Gegenseitige Aufmerksamkeit signalisiert Zugewandtheit und bedeutet emotionale Ansprechbarkeit.

Eine der Entwicklungsaufgaben mit weit reichender Konsequenz für das Kind wie seine Umgebung und deren Rückwirkung wiederum auf das Kind ist die Fähigkeit zur Empathie.

Wie entsteht Empathie?

Neugeborene lassen sich durch das Geschrei anderer Babys anstecken und schreien plötzlich mit. Sie schreien, weil sie sich selbst betroffen fühlen. Hierfür ist kein Lernen nötig.

Ein Meilenstein in der Entwicklung des kindlichen Selbstkonzepts ist das Entstehen von Selbstbewusstsein in der Mitte des zweiten Lebensjahrs, was nach außen dadurch sichtbar wird, dass die Kleinkinder sich nun im Spiegel selbst erkennen und das Spiegelbild nicht mehr für irgendein anderes neugierig schauendes kleines Kind halten.

Jetzt bemerken wir, dass Kleinstkinder erstmals verlegen reagieren, was nur passieren kann, wenn sie sich ihres Tuns, ihrer Wirkung und somit ihrer selbst bewusst sind. Das sich stabilisierende Ich-Bewusstsein bringt das Bedürfnis nach Selbstbestimmung und Autonomie mit sich - für die Zukunft wichtige Prozesse, die im erzieherischen Alltag jedoch anfangs nicht immer leicht zu handhaben sind.

Jetzt wird einem Kind bewusst, dass nicht nur es selbst, sondern auch seine Mitmenschen Gefühle haben, die sich nicht immer mit den seinen decken müssen. Sobald sie ein Ich-Bewusstsein entwickelt haben, sind Kleinstkinder in der Lage, die Emotionen anderer nicht nur mitzuempfinden, sondern den anderen auch zuzuordnen. Sie merken, dass es um die Situation des anderen und nicht um ihre eigene geht. Sie verstehen, dass es ihnen selbst nicht schlecht geht, aber dem anderen; sie werden **empathisch**.

Erst seit wenigen Jahren wissen wir, dass Einfühlungsvermögen oder Empathie – anders als die angeborene Gefühlsansteckung –

- eine gedankliche Leistung ist, die eine differenzierte Erkenntnisfähigkeit voraussetzt: Das Kind muss ein Konzept seiner selbst entwickelt haben, bevor es den anderen Menschen als ein selbstständiges Wesen erfassen kann, dessen Erleben mit dem eigenen Erleben vergleichbar ist
- dass Empathie einer entsprechenden Sozialisationserfahrung bedarf, Empathie also am eigenen Leib erlebt werden muss, um selbst einfühlsam sein zu können. Werden hilfeschreiende oder freudige Appelle eines Kindes von seinen Bezugspersonen nicht bemerkt, nicht berücksichtigt oder gar bestraft, lernt das Kind, diese Gefühlsäußerungen zu unterdrücken, und wird sie auch bei anderen Menschen nicht mehr bemerken und darauf reagieren.

Kommen zur Empathie noch Gefühle der Sorge um diesen Menschen und willentliche Aktionen, um dessen Leiden zu verringern, sprechen wir von Mitgefühl. Oft wirkt die Hilfe noch unangemessen, da das Sich-Hineinversetzen in den anderen eben noch nicht perfekt klappt. Was noch fehlt, ist die emotionale Perspektivenübernahme, die Fähigkeit, die Gefühle anderer gedanklich zu erschließen. Das ist eine Entwicklungsstufe, die dann etwa mit vier Jahren erreicht wird.

Ein Kind kann erst dann verlegen, neidisch oder mitleidend sein, wenn es Selbstbewusstsein entwickelt hat. Erst ab dem Alter von etwa 4 ½ Jahren kann ein Kind bewusst lügen. Denn die wichtigste Voraussetzung hierfür ist die Fähigkeit, sich in einen anderen Menschen hineinzusetzen. Denn erst, wenn man verstanden hat, dass ein anderer Mensch etwas anderes bzw. weniger über eine Sache wissen kann als man selbst, kann man ihn auch bewusst hinters Licht führen. Und um zu begreifen, dass es einem mitunter kurzfristig etwas bringen kann, genau dies zu tun, braucht man Übung und Vorbilder.

Um Stolz und Scham empfinden zu können, muss ein Kind erst soziale Regeln kennen lernen, zu denen es sein eigenes Verhalten in Beziehung setzen kann. Es muss sich für sein eigenes Tun

verantwortlich fühlen. Für die Entstehung von Schuldgefühlen ist dann noch die Entwicklung eines inneren Wertesystems notwendig.

Das Ziel „Emotionale Kompetenz“ umfasst noch mehr

Zu den Voraussetzungen einer erfolgreichen emotionalen Kommunikation, die sich im Laufe der ersten Lebensjahre entwickelt, gehört neben der eigenen nonverbalen Ausdrucksfähigkeit das Erkennen der nonverbalen Signale der Anderen, die Fähigkeit eigene Gefühle zu verbalisieren, das Verständnis der Bedeutung von Gefühlen und nicht zuletzt die zunehmende Fähigkeit, die eigenen Gefühle regulieren zu können und ihnen nicht mehr hilflos ausgeliefert zu sein.

Emotionale Kompetenz in diesem Sinne zu erreichen, ist eine der bedeutendsten kindlichen Entwicklungsaufgaben der ersten sechs Lebensjahre. Der Lohn für das Erreichen dieser Kompetenz liegt in einer erhöhten Akzeptanz unter Gleichaltrigen, besseren sozialen Fähigkeiten und einem höheren Status innerhalb der Gruppe. Und Erwachsene nehmen diese Kinder ernster und trauen ihnen auch in anderen Bereichen mehr zu.

Es sind sozial attraktive Kinder, deren Empathiefähigkeit ihnen hilft, Bindungen und Vertrauen zu stiften und zu festigen, Mitmenschen besser einzuschätzen und gemeinsame Aktivitäten zu synchronisieren. Ein freundschaftliches Sozialverhalten entsteht, das Raum für Aggression lässt, aber Gewalt verhindert. Durch das Miterleben der Gefühle anderer Personen wird der emotionale Wissenskatalog der Kinder immer größer. Im Laufe der Jahre bilden sie emotionale Schemata für die verschiedenen Gefühle aus. Diese Schemata umfassen neben dem Wissen über mimische und gestische Signale die Kenntnis weiterer sozialer Hinweisreize, die es ihnen erlauben, Emotionen und ihre Ursachen zu erkennen.

Der gekonnte Umgang mit eigenen und fremden Emotionen ist ein Schutzfaktor, für das Individuum selbst wie für seine Sozialgruppe. Deshalb ist die **sozial- kognitive**

Informationsverarbeitung ein spannendes Arbeitsgebiet der Präventionsforscher geworden.

- Wie nehme ich soziale Hinweisreize auf, wie enkodiere bzw. interpretiere ich sie?
- Für welche konkrete Reaktion entscheide ich mich nach Abwägung verschiedener Möglichkeiten, konstruktiver wie destruktiver Art?
- Wie werte ich die Situation nach meiner Reaktion aus, wobei ich gezielt neue soziale Hinweisreize meiner Interaktionspartner aufnehme und weiterverarbeite?

Eine effektive soziale Informationsverarbeitung, die ganz wesentlich auf Empathie beruht ist ein Element sozialer Kompetenz. Wir haben auch gelernt, dass es keine emotionsfreie Informationsverarbeitung gibt und Emotionsregulation an allen Prozessen der sozial-kognitiven Informationsverarbeitung beteiligt ist.

Deshalb interessiert die aktuelle Forschung die Regulation von Emotionen und der elterliche Umgang mit kindlichen Gefühlen

Die Fähigkeit, seine Emotionen regulieren zu können und dadurch emotionale Kompetenz zu erwerben, hängt von den Wechselwirkungen zwischen dem kindlichen Temperament und der emotionalen Sozialisation in der Familie ab. Dabei wirkt sich eine sichere Bindung günstig auf die Entwicklung der kindlichen Emotionsregulation aus. In einem positiv-emotionalen Familienklima herrscht ein offener, toleranter Umgang mit Emotionen vor. Wichtig ist hierbei, wie Eltern ihre Emotionen ausdrücken und wie sensibel sie auf kindliche Emotionen reagieren. Wer seine Emotionen erleben darf und sie nicht unterdrücken muss, hat es viel leichter, denn seine positiven Emotionen werden bekräftigt und ihm wird beim Umgang mit negativen Gefühlen geholfen. Wir sprechen von einer echten Spiegelung, einer stimmig erlebten Beziehungsrealität,

- wenn Gefühle und Wahrnehmungen des Kindes einfühlsam erfasst und sprachlich passend bestätigt werden,
- wenn das gesamte Repertoire von Erfahrungen und Emotionen ins zwischenmenschliche Erleben eingeschlossen wird.

Es darf alles angesprochen werden, nichts wird ausgeklammert.

Emotionale Kompetenz wird behindert, wenn ein Kind erleben muss, dass bestimmte Aspekte seiner Empfindungen unbeantwortet bleiben und niemand eine Abstimmung versucht. Das kann z.B. Zärtlichkeitsäußerungen betreffen, aber genauso auch Mitteilungen, die seinen Ärger oder seine Wut spüren lassen. Die in der Interaktion ausgeklammerten Empfindungen nimmt das Kind als nicht mitteilbar wahr. Sie sind nach wie vor als Gefühle und Erlebnisweisen vorhanden, bleiben jedoch vom zwischenmenschlichen Erleben ausgeschlossen. Hier passiert ein Erlebnisraub, der sprachlos macht, weil diese Empfindungen eben nie adäquat in Worte umgesetzt worden sind. Werden dann auch noch andere Gefühlszustände, die für den Säugling vielleicht sogar eher zweitrangig sind, über Gebühr betont und immer sofort aufgegriffen, so verschiebt sich die Empfindungsrealität des Kindes. Seine Empfindungen decken sich nicht mit dem gespiegelten Bild von ihm selbst. Einzelne Verhaltensweisen, die von der Bezugsperson erwünscht sind und ihr gefallen, werden sofort beantwortet, während andere, für ihn vielleicht viel typischere und ebenfalls legitime Teile seines Selbsterlebens regelmäßig ignoriert oder gar geleugnet werden. In dieser Situation hat es ein Kind schwer, emotional kompetent zu werden.

Was passiert im Gehirn?

Aktuelle neurologische Forschung stellen uns die Bedeutung der Spiegelneurone bei der Entstehung von Empathie vor, hervorragend dargestellt im neuen Buch von Joachim Bauer „Warum ich fühle, was du fühlst“ (2005).

Hier nur ganz kurz:

Es handelt sich um spezielle Nervenzellen des Gehirns, die im eigenen Körper einen bestimmten Vorgang, z. B. eine Handlung oder eine Empfindung, steuern können, zugleich aber auch dann aktiv werden, wenn der gleiche Vorgang bei einer anderen Person nur beobachtet wird. Sie heißen **Spiegelneurone**.

Das System der Spiegelneurone stellt uns die neurobiologische Basis für das gegenseitige emotionale Verstehen zur Verfügung. Die Fähigkeit Mitgefühl und Empathie zu empfinden, beruht darauf, dass unsere eigenen neuronalen Systeme – spontan und unwillkürlich in uns jene Gefühle rekonstruieren, die wir bei einem Mitmenschen wahrnehmen.

Das System der Spiegelneurone gehört zur neurobiologischen Grundausstattung. Allerdings befindet es sich zum Zeitpunkt der Geburt noch in einer unreifen, wenig differenzierten Rohform. Empathie ist nicht angeboren. Werden die Chancen, Beziehungen aufzunehmen, nach der Geburt und in den ersten Lebensjahren verpasst, kann dies die Entwicklung und Funktionstüchtigkeit des neuronalen Spiegelsystems beeinträchtigen, mit der Folge von erheblichen Defiziten bei der Ausbildung eines intakten Selbstgefühls, bei der Fähigkeit, Beziehungen einzugehen und beim Erwerb von Kompetenzen. Die genetische Grundausstattung stellt dem Säugling ein Startset von Spiegelneuronen zur Verfügung, die ihm die Fähigkeit verleihen, bereits wenige Stunden und Tage nach der Geburt mit seinen wichtigsten Bezugspersonen erste Spiegelungsaktionen vorzunehmen. Bei richtig gewähltem Abstand beginnen Säuglinge wenige Stunden bis Tage nach der Geburt, bestimmte Gesichtsausdrücke, die sie sehen, spontan zu imitieren.

Mit seiner erstaunlichen Fähigkeit zur Imitation hat der Säugling bereits von den ersten Lebenstagen an die Möglichkeit, sich auf ein wechselseitiges Spiel einzulassen, welches dazu führt, dass sich erste zwischenmenschliche Bindungen entwickeln können. Die neurobiologisch angelegte Bereitschaft zu spontanen Imitationsakten ist das Grundgerüst, um das herum sich die Beziehung zwischen Säugling und Bezugsperson entwickelt.

Was die Gene bereitstellen, ist eine phantastische neurobiologische Grundausstattung. Sie bedient sich aber nicht von selbst, sie muss bedient und eingespielt werden.

Erziehen heißt: durch zugewandte und kompetente Begleitung zum selbsttätigen Erkennen und Handeln anleiten.

Alle neueren Forschungsergebnisse zeigen: Die Entfaltung der neurobiologischen Grundausstattung des Menschen ist nur im Rahmen von zwischenmenschlichen Beziehungen möglich, Beziehungen, die aus dem persönlichen und sozialen Umfeld an das Kind herangetragen werden.

Die Sprache ist das beeindruckendste Beispiel hierfür: Kein Kind kann von einer aufgezeichneten Stimme oder einer Person auf einem Bildschirm sprechen lernen. Es reagiert nach wenigen Startsekunden nicht mehr auf das Gehörte. Es ist das vertraute Gesicht einer Bezugsperson, gekoppelt mit deren Stimme, was seine Aufmerksamkeit weckt. Das zugewandte Gesicht vermittelt ihm Emotionen, die mit Sprachlauten verbunden sind; mütterliche Mimik und akustische Wahrnehmungen bereiten den Säugling auf den Spracherwerb vor. Erst eine gemeinsame Gefühlsbeziehung veranlasst den Säugling, so auf den Sprechenden zu achten, dass auf neuronaler Ebene alle Vorbereitungen zum Sprechenlernen getroffen werden.

Frühe Spiegelungen sind nicht nur möglich, sie entsprechen beim Neugeborenen einem emotionalen, neurobiologischen Grundbedürfnis. Dies zeigt sich an seinen verzückt-glücklichen Reaktionen, an markanten Signalen in der Hirnstromkurve, dem EEG, und im Ausstoß körpereigener Opiode. Dies zeigt, dass wir neurobiologisch auf Bindung geeicht sind (Bauer 2005).

Und wenn ein Kind das Glück einer sicheren Bindung am Lebensanfang nicht erfahren konnte, bleibt ihm der Zugang zu empathischem Verhalten verwehrt? Steht ihm dieser Schutzfaktor nicht zur Verfügung? Doch, aber nur wenn entsprechende Erfahrungsfelder in emotionaler Einbettung geschaffen werden!

Parens hat ein Programm zur Feinfühligkeits- und Empathieschulung im Kindergartenalter konzipiert, bei dem den Kindern die Gelegenheit gegeben wird, fremde Mütter bei der Interaktion mit ihren Säuglingen zu beobachten und das Gesehene und Empfundene in Worte zu fassen (Parens 1993, Parens & Kramer 1993). Unter Anleitung und das Modell vor Augen gelingt es den Kindern, sich empathisch in die Welt des Säuglings und seiner Mutter hineinzusetzen. Parens geht davon aus, dass durch diese Art der Aufarbeitung bei Kindern mit extremer Bindungsstörung angestaute Aggressionen aus den eigenen unbefriedigenden Bindungserfahrungen mit den primären Bezugspersonen eher verstanden und neue Bindungserfahrungen, in Form emotionaler und kognitiver Korrektur gemacht werden.

Die neurobiologischen Befunde zur Empathieentwicklung sind brandaktuell. Ein schon lange bekannter Zusammenhang kommt aus einer ganz anderen Richtung zu identischen Ergebnissen.

Aus der Soziologie stammt das Konzept gegenseitiger Anerkennung

Ein Kind fühlt sich wertgeschätzt, wenn es merkt, wie wertvoll seine Beiträge sind, dass es Anteil hat an der Verwirklichung familiärer Zielvorstellungen und familiärem Glücksempfindungen.

Erwachsene, Eltern, weitere dem Kind nahe stehende Bezugspersonen und Pädagogen, die das, was ihnen wichtig und wertvoll ist, mit Kompetenz und persönlicher Überzeugung vertreten, können bestimmte Vorstellungen und Lebensideen erfolgreich an Kinder weitergeben.

Hans Rudolf Leu vom Deutschen Jugendinstitut geht davon aus, dass Erwachsene den Rahmen schaffen, in dem das Kind sich als leistungsfähig und ernstgenommen erlebt. Es fühlt sich anerkannt, wenn es mit anderen, die ihm wichtig sind, zusammen agiert. Das sind die Voraussetzungen, die sein Tun in seinen eigenen Augen bedeutsam machen. Das gibt Selbstvertrauen und Kraft. Es ist die verspürte Erwartung in einen von vertrauten Personen für

möglich gehaltenen Erfolg, die ein Kind Herausforderungen annehmen und Neues lernen lässt.

Egal, ob Sie sich jetzt eher durch Naturwissenschaften oder eher durch Geisteswissenschaften überzeugen lassen wollen, Hauptsache sie unterstützen Kinder bei der Entfaltung ihres Schutzfaktors Empathie.

Literatur:

- Bauer, J. (2005) Warum ich fühle, was du fühlst. Intuitive Kommunikation und das Geheimnis der Spiegelneurone. Hoffmann und Campe, Hamburg.
- Haug-Schnabel, G. (2002) Prävention und Förderung - im Spannungsfeld von evolutionärer Ausstattung und kultureller Anforderung. S. 41-48. In: Alt, K. W.; Kemkes-Grottenthaler, A. (Hrsg.) Kinderwelten. Anthropologie – Geschichte – Kulturvergleich. Böhlau, Köln.
- Haug-Schnabel, G. (2003) Erziehen - durch zugewandte und kompetente Begleitung zum selbsttätigen Erkennen und Handeln anleiten. S. 40-54. In: Gebauer, K.; Hüther, G. (Hrsg.) Kinder brauchen Spielräume. Perspektiven für eine kreative Erziehung. Walter, Düsseldorf.
- Haug-Schnabel, G. (2004) Kinder von Anfang an stärken. Wie Resilienz entstehen kann. Theorie und Praxis der Sozialpädagogik (TPS) (5), 4-8.
- Haug-Schnabel, G.; Schmid-Steinbrunner, B. (2002) Wie man Kinder von Anfang an stark macht. So können Sie Ihr Kind erfolgreich schützen – vor der Flucht in Angst, Gewalt und Sucht. ObersteBrink, Ratingen.
- Parens, H. & Kramer, S. (1993) Prevention in mental health. Aronson, Northvale.
- Parens, H. (1993) Neuformulierungen der psychoanalytischen Aggressionstheorie und Folgerungen für die klinische Situation. Forum der Psychoanalyse, 9, 107-121.

Priv. Doz. Dr. Gabriele Haug-Schnabel
Forschungsgruppe Verhaltensbiologie des Menschen (FVM)
Obere Dorfstr. 7
D-79400 Kandern
Tel. 07626/970229 Fax 07626/970268
haug-schnabel@verhaltensbiologie.com
www.verhaltensbiologie.com